Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 4

Artikel: Die Macht des Gesanges
Autor: Schiller, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663274

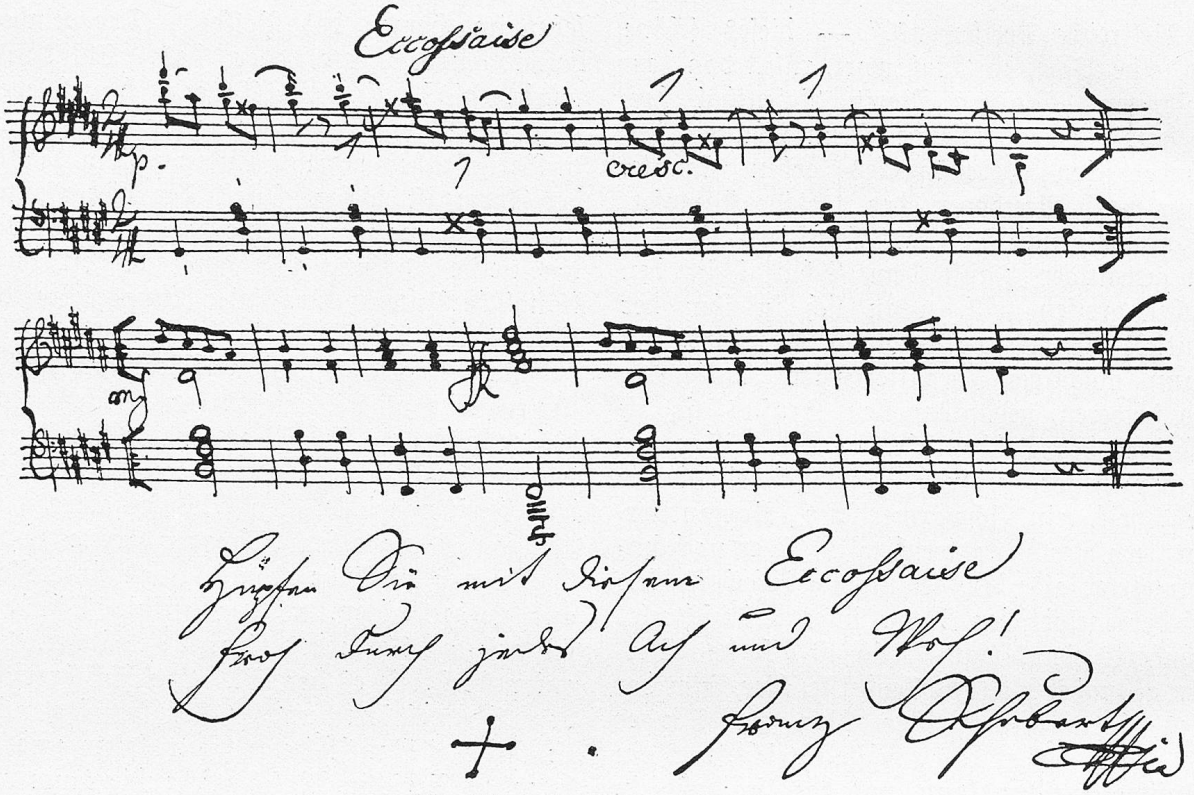
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Stammbuchblatt Schuberts.

Geist an Geist, wenn Schubert einmal ein Gedicht wie etwa den „Schwager Kronos" von Goethe in die Hände bekam! Dann blieb das Wiener Kind aus dem Volke dem Weimarer Minister, der ihm für die Zusendung einiger der herrlichsten Kompositionen seiner Dichtungen (worunter auch der „Erlkönig") nicht einmal gedankt hatte, nichts schuldig und hob die Verse in die tumultuarische Feuersphäre eines ungeheueren Temperamentes. „Wahrlich, in dem Schubert wohnt ein göttlicher Funke!" hatte Beethoven von Schubert gesagt. Und hatte damit nur gesagt, was jeder fühlt, der Ohren hat, um Schubert'sche Musik hören zu können.

Als der Maler Moritz von Schwind vom Tode Schuberts, seines Jugendfreundes, gehört hatte, schrieb er an Schober: „Schubert ist tot und mit ihm das Heiterste und Schönste, was wir hatten. Ich habe um ihn geweint, wie um einen meiner Brüder." Der Romantiker verstand den Romantiker. Aber Romantik ist ja nichts anderes als Sehnsucht nach dem Wunderbaren, Verlangen nach einem Reich, das nicht von dieser Welt ist. „Und was sie reden, leerer Schall, ich bin ein Fremdling überall!": das ist das echte Wort eines romantischen Dichters. Schubert, der sich hier unten zu oft einen Fremdling gefühlt haben mag, hat es wehmütig gesungen.

Wir Menschen von heute sind nicht mehr romantisch. Wir sind sogar Gegner der Romantik. Unsere Kunst steht im Zeichen der neuen „Sachlichkeit". Aber unsere Seelen sind deshalb nicht tot. Und erst bis unsere Seelen einmal tot sind, wird auch die Romantik tot sein. Aber das wird nie sein. Niemals. Und darum wird auch Schuberts Musik niemals sterben. Diese göttliche Musik, geboren aus der göttlichen, unsterblichen Seele.

Die Macht des Gesanges.

Von Friedrich Schiller.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge —

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
Solang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuetränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Schubert auf den Spuren Beethovens.

„Im Kometenschweif unsterblicher Gedanken."

Eine Szene von Rud. Hans Bartsch.

Schubert wollte von seinen Vormittagen, trotzdem die ihm zur Arbeit so heilig waren, dann und wann einen abbrechen und manchmal zur Belehrung und Vermehrung seines Wissens einen Gang tun. Sonntags natürlich in irgendeine der vielen Kirchen, dorthin, wo die schönste Messe zu hören war. Da liebte er am meisten die ganz alten Meister: die strengen, heilig ernsten.

An Wochentagen war es dann weihevoll still in den Museen, von denen er die Belvederegalerie über alles schätzte. Auch die mußte er wiedersehen.

Und dann, vor allem, jener Gang, der ihm einer der geheimsten und liebsten war: um den zu sehen, den, der ihm schon durch seinen bloßen Anblick das Herz zu leidenschaftlicher Arbeit erregte. Wie oft hatte er in Oberösterreich gewünscht, das wilde, herbe, leidvolle Antlitz Beethovens zu sehen, wenn die satten Bürgersgesichter ihm gar zuviel geworden waren!

Dazu nun bot sich bald nach seinem Eintreffen in Wien Gelegenheit. Die Tag- und Nachtgleiche war vorbei und durchs Donautal fegte der wilde, ganz verrückte und teufelsvolle Wiener Wind. Er stürzte sich über alle Höhen erstürmend gegen die Stadt, daß die Basteien erbebten und die Nadel des Stefansturmes leise zu schwingen begann. Ein nur einigermaßen gutgekleideter Spaziergänger hätte sich schon wegen des Zylinderhutes nicht ins Freie gewagt, abgesehen davon, daß man vom Schottentor bis zum roten Turm an die Bauwerke angeschleudert, von da aber in den Graben geblasen werden konnte, wenn Nordwest im Kalender stand. Zu solchen Zeiten ging nur ein einziger Mensch in Wien aus, der aber mit Vorliebe. Denn erstens fand er da keinen seiner, mit größter Sorgfalt und noch mehr Grobheit gemiedenen Mitmenschen, und dann ist der Sturmwind um Wien die Symphonie aller Symphonien: grandios, voll gottsüberraschender Launen, polyphon und hinreißend, zornig, brüllend, schmetternd und dann wieder voll peinlich stiller Piani. Kurz, der Allergrößte wurde nie müde, sich das herrliche Opus, das dem letzten Chorus Gottes, dem Weltuntergange möglichst nahe kam, immer wieder von neuem vorspielen zu lassen. Beethoven rannte, das war sicher, bei Unwetter zweimal, bei Orkan mindestens drei-